

Verlag Bibliothek der Provinz

Bernd Höfer

WERNER SCHWAB

*Vom unbekanntem Dichter
zum anerkannten Dramatiker*

Bernd Höfer

WERNER SCHWAB

*Vom unbekanntem Dichter
zum anerkannten Dramatiker*

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-557-2

© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Fotos von Wolfgang Gärber und Bernd Höfer

Cover vorne: Wolfgang Zeindl

Cover hinten: Gedenkinstallation Werner Schwab
(Knochen-Stahlkäfig-Glas) von Bernd Höfer



INHALT

KOHLBERGZEIT

1. Besuch in Kohlberg –
Die Geburtsstätte der Fäkaliendramen 8
2. Besuch im Gasthaus Jauk 26
3. Besuch beim Trinkseppl –
Die Geburtsstätte des Hundsmausepp 34
4. Besuch in der Buschenschank Hermann 42

GRAZZEIT

1. In der Bronx *oder*
Es gibt einen Werner Schwab 52
2. Es schwabt in Graz –
Werner belebt die Szene 60
3. In der Scherbe –
Die Puffecke 93
4. Ein Verein wird gegründet und
entzweit sich 102
5. Im Minoritentheater *oder*
Werner lernt fliegen 117
6. Lesung ABC 129
7. *Die Präsidentinnen* stiften Verwirrung *oder*
Der Reiz eines Blinddarms 135

WIENZEIT

1. Zuversicht 146
2. Das Haus am Yppenplatz 151
3. Besuch im Panigl 160
4. Ein Abend wie kein anderer 166
5. Wir sind in die Welt gevögelt173
6. Werner zieht um 179
7. Die Abnabelung 186
8. Ein Theaterbesuch *oder*
Der Kreis schließt sich 191

KOHLBERGZEIT

1.

BESUCH IN KOHLBERG – DIE GEBURTSSTÄTTE DER FÄKALIENDRAMEN

Wie in einem Flaschenhals liegt das kleinkeuschle-
rische Bauernhaus am Eingang zum Nickelgraben.
Wie ein armseliger Schutzmantel gewährt es der
Schwabfamilie Unterschlupf.

Ein Wächterhaus, von dem aus das Tal des Elefan-
tenfriedhofs bewacht wird, von Werner Schwab und
seinem Knochenkorb, ein ungemütlicher Ausblick.
Ein Atheist bewacht die Pforte, kontrolliert den Ein-
und Ausgang zu diesem schwermütigen Tal, in dem
fast immer Allerheiligenstimmung herrscht.

Der Maßstab von Sein oder Nichtsein, Tritt ein oder
Bleib in deinem eigenen Tal, wird im Mostkeller
gesetzt, gleich hinter dem Haus, mitten im Erdhügel.

Der Handel mit dem Kapuzenmann beginnt, die
Elefantenknochen sollen ihre Wertigkeit behalten
dürfen, bis tief hinab unter die Erde, eine unsichtbare
Forderung, spürbar unter den zahlreichen Leerflaschen
im dumpfen Mostkeller, gebettet auf beerdigten
Rüben, Kartoffeln und der Kotze, die sich als Erkennt-
nis der eigenen Ungewichtigkeit stinkend darüber
ausbreitet.

Ein Höllenwächter, eingeschlossen im Erdkeller,
der diesen Elefantenfriedhof, dieses Tal der nicht
erfüllten Sehnsüchte scheinbar überschaut und be-
herrscht und auf die Auferstehung der eigenen Wün-
sche hofft und wartet.

* * *

Neugierig und erwartungsvoll fuhren wir den Kohl-
berg hinab, eine Kurve nach der anderen, bis wir
unten im Nickelgraben angekommen waren. Ich war noch
nie hier gewesen, am schmalen Eingang zum Elefan-
tenfriedhof, wie Werner den Nickelgraben manchmal
nannte, die Geburtsstätte der Fäkaliendramen, der
Ort, wo etwas Glück und viel Leid gezwungen wurden,
eine Symbiose einzugehen, um Atemluft zu bilden,
um das Atmen zu ermöglichen, auch wenn Werner
dabei sehr oft würgen musste, beim Atmen.

Besonders in den letzten Jahren seines Kohlberg-
Daseins wurde ihm das Leben immer unerträglicher,
und der Apfelmost pulsierte immer schneller durch
seine Adern.

Obwohl die Sonne oben am Hügelkamm zwischen den
Wolken hindurch gestrahlt hatte, war die Wärme
nicht nach unten gedrungen. Nur an manchen spär-
lich bewachsenen Lichtungen brach sie durch den
Wald, der sich den Hang hinabzog. Es war dunkel und
kühl hier unten am Taleingang zum Nickelgraben.

Dort, wo der Waldhang sein Ende hatte, aber noch
teilweise in seinem Schatten, stand auf einem aufge-
schütteten Hügel, umgeben von einigen Holzschup-
pen und einem Stall, das kleine Bauernhaus der Fami-
lie Schwab. Eine Quelle am Hangende bildete bei
ihrem Austritt einen kleinen modrigen Wiesensumpf,
bevor das Wasser in Form eines kleinen Rinnsals den
Schwab'schen Kartoffelacker streifte, um sich danach
seinen Weg durch den Graben hinab zum Talausgang
zu suchen.

In den acht Jahren, in denen die Familie Schwab ver-
sucht hatte, hier auf diesem ärmlichen Anwesen ihr

Dasein zu fristen, hatte ihnen Tante Resi, die Schwester von Werners Mutter, in so manch schwieriger Situation helfend unter die Arme gegriffen. Dadurch war auch die Voraussetzung geschaffen worden, am Bauernhaus einige bauliche Veränderungen durchzuführen, um die kalte feuchte Winterzeit leichter zu ertragen. Unter anderem wurden einige Fenster erneuert, damit der Wind nicht so durch das Häuschen blasen konnte, auch eine Zentralheizung für feste Brennstoffe wurde eingebaut, Holz war ja zur Genüge in nächster Nähe vorhanden. Die gut sichtbare Vorderseite der Hausfassade war im Laufe der Zeit teilweise neu verputzt und weiß angestrichen worden.

Auch an den Nebengebäuden waren einige Veränderungen vorgenommen worden, so zum Beispiel



Das Schwab'sche Bauernhaus

wurde das alte Stallgebäude, das als Unterkunft für Schafe und Hühner diente, im Laufe der Jahre Ziegel um Ziegel aufgestockt, um einen neuen Dachraum zu schaffen, der als Schreibstube für Werner hätte dienen sollen. Dieser Ausbau wurde aber nie fertiggestellt. Auch wäre für ihn dieser Raum kein besonders geeigneter Arbeitsplatz gewesen, zu hell und zu freundlich dachte ich, das mochte er nicht, das war zu viel des Guten.

Trotz all der tapferen Bemühungen, diesem Kleinbauernhaus ein großzügigeres Aussehen zu verleihen, gelang es nicht, die Armut der letzten hundert Jahre, die in seinen Mauern steckte, zu beseitigen und den armseligen Charakter dieser Behausung wesentlich zu verändern. Wahrscheinlich war es nie die Absicht der Familie Schwab gewesen, eine radikale Veränderung des Erscheinungsbildes vorzunehmen. In all diesen Kohlberg-Jahren ging es ja eher darum, einen Weg zu finden, ein halbwegs lebenswertes Dasein zu führen. Sich als Stadtmensch in diesem ungastlichen Graben festzusetzen und eine glückliche, sich selbst versorgende Kleinbauernfamilie zu bilden, das war nicht einfach. Sie hatten weder die Erfahrung noch das Können, um so eine Pioniertat erfolgreich durchzuführen.

Manchmal sprach Werner über einige der vielen Missgeschicke, die ihnen in der damaligen Zeit immer wieder passiert waren, sie manchmal hoffnungslos gestimmt und verzweifeln lassen hatten.

Wir hatten uns ein paar Schafe gekauft, erzählte er, wir wollten Schafe züchten, es gibt einige schwer zugängliche Grasflächen und wir dachten, dass uns diese Tiere die schwere Arbeit des Mähens abnehmen würden. Keiner der Bauern hier im Graben hatte je

Schafe gezüchtet, deshalb bekamen wir auch keine hilfreichen Ratschläge, als die Tiere krank wurden. Sie waren jung und kräftig, als wir sie kauften, wurden aber im Laufe der Wochen immer dünner und schwächer, obwohl wir ihnen zusätzlich Kraftfutter zu fressen gaben. Da wir kein Geld für den Tierarzt ausgeben wollten und auch den Ernst der Situation nicht erkannten, starben diese Tiere eines nach dem anderen innerhalb kürzester Zeit. Die letzten Überlebenden wurden schnell notgeschlachtet, und dabei erfuhren wir vom Tierarzt, dass sie von Parasiten befallen waren. Man hätte sie unbedingt zu einem früheren Zeitpunkt entwurmen müssen, erklärte er uns vor der Notschlachtung, jetzt sei es zu spät.

Auch die Anzahl unserer Hühner wurde immer kleiner, und die Füchse und Marder im Wald, rund um den Bauernhof, waren satt und zufrieden wie selten zuvor. Im Stallgebäude wären sie sicher gewesen, über Nacht, die Hendl, aber der Zugang dorthin war nicht entsprechend gestaltet, und so übernachteten manche von ihnen schutzlos im Freien.

Der kleine Kartoffelacker, gleich vor dem Haus hinter dem Nussbaum, war ebenfalls ein sehr mühsames Projekt und verlangte der Familie Schwab eine Menge Kraft und Zeit ab.

Viele Stunden und Tage verbrachte der groß gewachsene Werner in gebückter Haltung auf diesem zum Überleben so wichtigen Acker, bis mir das Kreuz verdammt schmerzte, sagte er. Die Kartoffeln mussten gesetzt, gehäufelt und später regelmäßig von Unkraut und Kartoffelkäfern befreit werden, alles mit der Hand, ohne Maschinen, eine höllische Arbeit, bis es endlich so weit war, dass geerntet werden

konnte. Er war es nicht gewohnt, solche Aufgaben zu verrichten.

Es gab Arbeit ohne Ende auf diesem Kleinbauernhof. Die Familie wollte unter allen Umständen, trotz vieler Misserfolge, mit diesem Selbstversorgerprojekt weitermachen, vielleicht waren sie auch dazu gezwungen, da es zu diesem Zeitpunkt kaum eine Alternative gab, nachdem alles verfügbare Geld in diese Lebensform investiert worden war.

Vermutlich haben der ständige Existenzkampf und die häufigen Misserfolge dazu beigetragen, das erhoffte »glückliche Landleben« im Laufe der Jahre als Illusion zu entlarven. Die Erkenntnis, dass die anfänglichen gemeinsamen Träume sich nach langem Kampf zu Albträumen entwickelt hatten, schwächte auch den Glauben an eine glückliche Beziehung innerhalb der Familie.

Zu später Stunde aber, wenn die nächtliche Ruhe eingekehrt war und seine Frau sowie Sohn Vinzenz zu Bett gegangen waren, setzte sich Werner an seinen Schreibtisch und hämmerte wie besessen auf die Tasten seiner alten Schreibmaschine.

Losgelöst von den täglichen Problemen, flüchtete er in die Freiheit, in die Welt seiner Fäkaliendramen, in der er allein und ungehindert bestimmen durfte, wie sich die Geschehnisse der nächsten Stunden entwickeln sollten, mit der für ihn eigenen Sprache, meist bis zum apokalyptischen Finale.

Um den Schreibtisch herum standen und saßen sie dann, die vielen Besucher der damaligen Schreibnächte, und leisteten ihm Gesellschaft, tranken auf sein Wohl und auf ihre eigene, manchmal ungewisse

Zukunft, versuchten ihn umzustimmen zum Guten, hatten Angst vor den kommenden Geschehnissen und davor, was der Autor in dieser Nacht wieder für Grauslichkeiten mit ihnen vorhaben würde.

Der Hundsmaulsepp mit Frau und Sohn, er hatte seinen Hund Rolfi zu Hause an der Kette gelassen, beobachtete ihn misstrauisch und prostete ihm mit einem Krügl Most zu, während er sich auf der Bank niederließ und durch die dicken Brillengläser neugierig das Blatt in der Schreibmaschine beobachtete, das sich langsam füllte.

Da standen Erna, Grete und Mariedl und ärgerten sich über Werner, weil er so viele Schweinereien über ihr Leben wusste und diese sogar niederschrieb. Mariedl war besonders böse auf ihn, weil er ihr Gummihandschuhe anziehen wollte beim Toilettenreinigen, bevor sie ihre Hand bis zum Ellbogen in die Scheiße stecken durfte, wo sie es doch so gerne »ganz ohne« tat. Sie redeten alle auf ihn ein, und es waren so viele Stimmen, dass man keine richtig verstehen konnte. Aber Werner ließ sich sowieso auf keine Diskussionen ein, nicht hier beim Schreiben, hier schon gar nicht.

Auch Fotzi, Hasi und Schweindi stolperten etwas später zur Tür herein, sie waren im Mostkeller gleich hinter dem Haus gewesen und hatten ein paar volle Flaschen für Werner geholt. Als Fotzi diese neben die Schreibmaschine stellte, sagte sie ein paar Mal hintereinander: »Wir sind in die Welt gevögelt und können nicht fliegen«, und alle lachten laut, bloß der Autor nicht.

Nur ein paar Meter hinter dem Haus begann der bewaldete Anstieg, der sich vom Nickelgraben bis

zum Kohlberggrücken hinaufzog. Unwegsam, dunkel und abweisend warf dieser Wald seinen Schatten auf das Hausdach und man war sich nicht sicher, ob bedrohlich oder schützend.

Unten im Graben war in Hausnähe vor nicht allzu langer Zeit ein Teil des zugehörigen Waldstückes gerodet worden, und zwischen den Zweigen und dünnen Ästen, die den vormaligen Waldboden bedeckten, ragten die übrig gebliebenen Baumstümpfe hervor. Wir hatten kein Geld mehr, sagte Werner und betrachtete entschuldigend den grotesken Anblick der Baumrelikte, die sich ein Stück den Hang hinaufzogen.

Werner war sehr stolz auf die zahlreichen Apfelbäume, an denen wir vorbeigingen, als er uns zur Quelle führte. Lauter alte Apfelsorten, die es jetzt kaum mehr gibt, sagte er. Er zeigte uns die spitzen roten Schafnasen, den Maschanskerapfel, Lederäpfel und andere Sorten, die ich nicht kannte, auch wuchsen einige Mostapfelbäume auf der Wiese rund um das Haus, von deren Äpfeln er, mit Hilfe der Bauern, einen sehr guten Apfelm most herstellte, den er in einem alten Holzfass im Erdkeller gleich hinter dem Haus lagerte.

Wir überquerten das kleine, etwas sumpfige Wiesenstück bis zu der Stelle, an der die Quelle aus dem Hang sickerte. Hier wollte ich ursprünglich einen Fischteich anlegen, aber es ist nie dazu gekommen, sagte Werner, wobei Unmut und Resignation in seiner Stimme hörbar wurden. Der Traum, eine intakte Familie zu gründen, die sich hier in Kohlberg mit Hilfe von Ackerbau und Viehzucht großteils selbst versorgte, war zu diesem Zeitpunkt, Anfang 1989, schon längst ausgeträumt.

Ingeborg Schwab war bereits mit Sohn Vinzenz nach Graz zurückgekehrt und hatte Kohlberg und Werner den Rücken gekehrt, und er selbst wartete nur auf eine Gelegenheit, die es ihm ermöglichen würde, ebenfalls von hier wegzukommen, um wieder Stadtmensch zu werden.

Laut Werner hatte der Haussegen schon lange schief gehangen. Acht Jahre des Zusammenlebens hier in Kohlberg hatten die Familienbande aufgeweicht, die vielen Enttäuschungen dieses Pionierdaseins sowie der verflogene Enthusiasmus hatten Gefühle und Hoffnungen, den Glauben an eine gemeinsame Zukunft hier in diesem Tal untergraben und zunichtegemacht. Letztendlich waren beide erleichtert darüber, diesem entbehrensreichen Leben ein Ende setzen zu können, voneinander Abstand zu gewinnen und in Graz, jeder für sich selbst und unabhängig voneinander, einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen.

Nachdem Werner uns allen, nämlich Christian Marczik, Wolfgang Gärber und mir, die nächste Umgebung rund um das Bauernhaus gezeigt hatte, gingen wir zurück ins Haus. Er hatte für uns gekocht, und wir waren neugierig und durstig. Die Eingangstür, die direkt in die Küche führte, war so niedrig, dass Werner, als er über die Schwelle trat, seinen Kopf zur Seite neigen musste.

Auf dem Herd köchelte in einem großen schwarzen Topf ein Lammragout und erfüllte die Küche mit einem würzigen Duft, der uns hungrig machte. Ich selbst wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass Werner ausgezeichnet kochte und dass er mich im Laufe unserer Freundschaft immer wieder mit

schmackhaften, gut gewürzten Speisen überraschen würde. Er selbst war allerdings ein sehr schlechter Gast seiner eigenen Küche, aß meist lustlos und nur wenig, um stattdessen umso öfter zum Glas zu greifen. Die Tendenz zur Selbsterstörung zeigte schon früh zaghafte ihre Krallen.

Wir standen alle in der schmalen, ungemütlichen Küche eng beieinander, mit einem Krug Most in der Hand, und prosteten uns zu, mit einem Gesichtsausdruck, so als hätten wir etwas zu feiern. Vom Lammragout kosteten wir ein wenig gleich so im Stehen mit dem Teller in der Hand, da wir beschlossen hatten, bald der Buschenschank Hermann, die auf der anderen Seite von Paldau lag, einen Besuch abzustatten.

Die Küche war einfach eingerichtet und nur mit dem Notwendigsten ausgestattet. Gleich neben dem alten Küchenherd stand ein einigermaßen neuer Heizkessel, von dem aus, in wirrer Unordnung, einige Heizrohre an der Küchenwand entlang in Richtung der drei angrenzenden Räume liefen, um auch diese bei Bedarf zu erwärmen. Werner war stolz auf diese Heizanlage, sie hatte viel Geld gekostet, und ich konnte mir vorstellen, wie kalt und feucht es zuvor hier im Winter gewesen war, als nur mit Ofen und Öfchen geheizt worden war.

Ich betrachtete das Hausinnere besonders kritisch, da ich der Familie Schwab versprochen hatte, mich um den Verkauf ihres Anwesens zu kümmern. Ich hatte damals ein wenig mit Immobilien zu tun und deshalb einige Erfahrung auf diesem Gebiet.

Nur der Hügel hinter dem Stall, der oben auf der Kuppe einen Kukuruzacker trägt, soll für meinen Sohn Vinzenz als Baugrund erhalten bleiben, sagte

Werner zu mir, der darf nicht verkauft werden, erklärte er mit Nachdruck. Das war ihm anscheinend ein besonderes Anliegen.

Wir hatten uns einige Male zugeprostet, und die leichte Befangenheit, die wir anfangs gespürt hatten, war mit dem Apfelmost hinuntergespült worden, um einer angenehm verbindlichen Atmosphäre Platz zu machen.

Gleich links neben der Küche lag eine kleine Kammer, die als Abstellraum benutzt wurde. Ursprünglich war geplant gewesen, dass in diesem Raum die Tante Resi wohnen sollte, wenn sie in Pension gehen würde, das hatte sie sich von der Familie Schwab ausbedungen, als Gegenleistung für ihre Hilfe beim Kauf des Hauses. Aber über diesen zukünftigen Verwendungszweck wusste ich damals noch nicht Bescheid.

Auf der anderen Seite der Küche führte eine Tür direkt in das Wohnzimmer, und ich erinnere mich an den einfachen hochbeinigen Tisch aus rötlichem Lärchenholz, der an der hinteren Wand des Raumes stand; auch gab es da eine Holzbank sowie einige Sessel rundum. Er diente nicht nur als Wohnzimmer-tisch, sondern manchmal, bei Nacht, stellte Werner seine alte klapprige Schreibmaschine darauf, um zu arbeiten.

Im angrenzenden Schlafzimmer standen neben dem alten massiven Doppelbett zwei altdeutsche Kästen, die in diesem niederen Raum sehr wuchtig wirkten, sie waren aus dunkelbraunem Holz und vermittelten eine düstere Atmosphäre. Ingeborg hatte schon vor einiger Zeit, als sie nach Graz übersiedelt war, kleinere

Einrichtungsgegenstände und anderes Interieur mitgenommen, vielleicht wirkten die Räume auch deshalb besonders kalt und ungemütlich.

Neben den Wohnräumen lag ein Wirtschaftsraum, der nur durch einen eigenen Eingang von außen her begehbar war. Wir gingen also wieder hinaus. Der Raum hatte einen Lehm Boden und war sehr einfach ausgestattet. Ein Holzregal und ein alter Holztisch dienten zur Unterbringung verschiedenster Geräte und Lebensmittel. Eine schwache Glühbirne verbreitete spärliches Licht, und als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, bemerkte ich zu meiner großen Überraschung einen großen geflochtenen Korb, angefüllt mit weiß und gelblich schimmernden Knochen, der in einer Ecke am Boden stand. Er erfüllte diesen dunklen, etwas diffusen Lagerraum mit einer mystisch-beängstigenden Atmosphäre.

Als ich mich über den Korb beugte, erblickte ich eine Ansammlung verschiedenster Knochenteile, sie wirkten fein säuberlich geputzt und vereinten sich zu einem grotesken Gefüge. Da lagen Kieferknochen von Schweinen mit löchrigen Zahnreihen, fächerförmige Schulterblattknochen, wie hungrige Fressschaufeln, manche blank und weiß, einige schon bräunlich vergilbt. Ein Knochenhaufen, eine Knocheninstallation, gebettet in einen geflochtenen Korb. Kraft und Energie waren in diesem Raum stark spürbar, aber auch die Vergänglichkeit des Seins wurde einem hier unwiderrufflich vor Augen geführt. Ich war stark beeindruckt.

Als ich den Raum verließ, fragte ich Werner, welche Bedeutung der Knochenkorb für ihn habe und woher

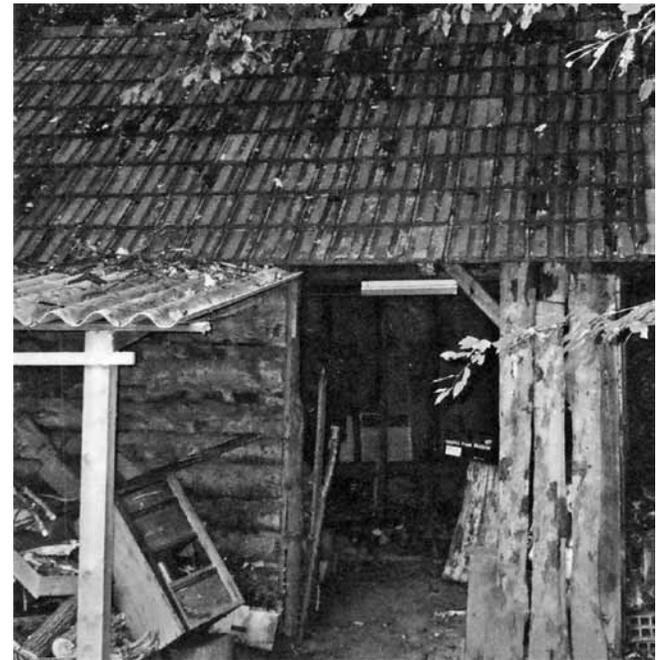
die Knochen stammten. Er erzählte mir nur, dass er die Knochen zum Teil vom Fleischhauer bekommen habe, ursprünglich als Fleischknochen, andere wiederum stammten von Tierkadavern, auf die er bei Waldspaziergängen gestoßen sei. Zum Säubern und Entfernen der Fleischreste habe ich sie dann auf Ameisenhaufen im Wald gelegt und dabei zugeschaut, oft stundenlang, wie die Ameisen in mühevoller Kleinarbeit die Knochen blankgefressen haben, erklärte er kurz.

Ich glaube, es war damals nicht der richtige Zeitpunkt, wo wir alle hier waren, um über dieses für ihn anscheinend sensible Thema zu sprechen. Mir wurde aber klar, dass dieser Knochenkorb für ihn von großer Bedeutung war.

Später, als Werner in Graz lebte, sollten wir uns noch ausführlich über diesen Knochenkorb unterhalten, der ihn von einem Wohnsitz zum anderen begleiten sollte, gemeinsam mit den zahlreichen Büchern, seinem kleinen braunen Lederkoffer und der alten Schreibmaschine. Auch die Musik darf ich hier nicht vergessen: Er besaß eine große, erlesene Sammlung von Musikkassetten. Besonders wichtig war ihm Heavy-Metal-Musik, die ihn beim nächtlichen Schreiben inspirierte.

Beim Schlachten habe ich das Huhn festgehalten, so fest, dass es spürte, dass jeder Widerstand zwecklos gewesen wäre, so fest, dass es sich angstgelähmt in sein Schicksal ergab, ohne zu wissen, was dieses Schicksal für es in Bereitschaft hielt. Werner war beim Ritual der Schlachtung Nutznießer und Vollstrecker zugleich. Mit dem linken Arm hielt ich es

gegen meinen Oberkörper gedrückt, nur der Kopf und ein Teil des Kragens schauten hervor, und während das Huhn vor Angst stumm war und die Augen verdrehte, beugte ich mich etwas nach vor, sodass Kopf und Kragen auf dem Hackstock zu liegen kamen. Mit der rechten Hand ergriff ich dann die Hacke und trennte mit einem gezielten Schlag den Kopf vom Hals.



Der Holzschuppen mit dem Hackstock

Das Faszinierende bei diesem doch eher makabren Ritual war, dass ich im Augenblick des Todes spürte, wie mir eine geballte Ladung Energie in den Körper fuhr, Energie, die mich wärmte und stärkte. Es war jene Energie, die das Huhn im Augenblick des Todes abgab und die von meinem Körper, da ich das sterbende Tier so fest an mich gedrückt hielt, aufgenommen wurde.

Ein faszinierendes Erlebnis, sagte Werner, als er mir davon zu einem späteren Zeitpunkt, bei einer Zusammenkunft in seiner Grazer Wohnung, erzählte. Noch aber standen wir, seine Besucher, in Unwissenheit vor eben diesem Hackstock, und Werner, der uns zuvor Haus und Grund gezeigt hatte, erzählte uns nur, auf welche Weise er all die Jahre Haus und Herd warmgehalten hatte und warum seine sensiblen Hände, die so eine harte Arbeit nicht gewohnt waren, eine schwielige und harte Haut bekommen hatten.

Ein Teil des Holzschuppens war mit Holzscheitern angefüllt, die den Wänden entlang griffbereit aufgeschichtet waren, während in der Mitte des halboffenen Schuppens erwartungsvoll der große Hackstock stand. Die Axt steckte griffbereit in der zerfurchten Oberfläche dieses Opferstockes.

»8. März 86 Frauentemonstration – Treffpunkt 10.00 Uhr vor der Oper« stand auf einem Plakat zu lesen, das an der Rückseite des Holzschuppens hing. Wir gingen daran vorbei, als uns Werner zielstrebig in Richtung Erdkeller führte. Später erfuhr ich, dass Ingeborg Schwab eine sehr emanzipierte Frau war, die sich stark im Kampf für die Gleichberechtigung der

Frauen engagierte, schon in den Jahren, die sie mit Werner zusammengelebt hatte, war sie sehr aktiv gewesen.

Der Erdkeller bohrte sich waagrecht in den Berghang hinein, der direkt hinter dem Haus seinen Anfang nahm, um sich von dort aus als bewaldeter Steilhang bis zum Kohlberggrücken hinaufzuziehen.

Werner ging mit großen Schritten voran, und wir anderen folgten ihm. Er ist ganz in Schwarz gekleidet, fiel mir auf, als ich ihn von hinten betrachtete, Lederjacke, enge Hosen und spitze Halbschuhe, alles in Schwarz. Seine rotblonden Haare wirkten ungeordnet und verliehen ihm ein unruhiges, rastloses Aussehen. Von dem Haarstyling, das er sich später zulegen sollte, waren nur Ansätze zu erkennen.

Wir waren vor dem schweren Holztor, das in den Erdkeller führte, angekommen, und Werner suchte in seinen Taschen nach dem passenden Schlüssel. Als er das Tor geöffnet hatte und wir in den dunklen Keller eindringen, schlug uns eine ungewohnt eigen-sinnige Geruchswelle entgegen. Dumpfer Erdgeruch hatte sich mit Mostgasen, die aus einem Holzfass drangen, in dem sich anscheinend noch etwas Apfelm-most der letzten Saison befand, vereint, und dazu gesellte sich noch der Geruch von alten Kartoffeln und Rüben.

Hier hinten haben wir im Herbst Karotten, rote Rüben und auch Kartoffeln eingegraben, um diese Erdfrüchte dann im Winter wieder auszugraben und zu kochen. So bleiben sie lange frisch und genießbar. Diese Erdfruchtlichen helfen dir über die harten Wintermonate hinweg, falls sie nicht frühzeitig von



Der Eingang zum Erdkeller

Waldmäusen entdeckt und geschändet werden, sagte Werner.

Dann holte er aus einer Ecke des Kellers eine Zwei-Liter-Flasche mit Most und füllte unsere leeren Gläser, die wir noch von vorhin, als wir in der Küche gestanden hatten, in der Hand hielten. Die schwere Kellerluft und der Most benebelten uns etwas und ich fühlte mich leicht haltlos, während ich versuchte, meine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen und sie zu durchdringen. So langsam wurde ich mit meiner Umgebung vertrauter und die eigenartige, energetisch geladene Atmosphäre in diesem Erdkeller wurde deutlich spürbar.

Während wir den Most kosteten und die dumpfe Kellerluft einatmeten, spürte ich, wie sich in meinem Kopf und Körper Wohlbefinden ausbreitete. Die

anderen hatten den Keller bereits wieder verlassen, ich aber war geblieben, ich wollte mit meinen Gedanken allein sein an diesem Ort der mystischen Inspirationen. Hier konnte man Frieden mit Gott und sich selbst schließen, aber auch einen Pakt mit dem Teufel eingehen, dachte ich. Seine Seele retten oder verkaufen. Zwischen Gut und Böse befindet sich oft nur ein dünner Streifen Niemandsland, eine schmale Weder-Noch-Zone, und die richtige Seite zu wählen, das ist nicht immer einfach. Als ich mein Glas leer getrunken hatte, kehrte auch ich in das Haus zurück.

Bernd Höfer, geboren in Bruck/Mur, besucht bis 1962 die HTL in Graz. Er lebt und arbeitet von 1963 bis 1982 in Stockholm als Manager einer technischen Firma, sowie als freischaffender Fotograf und Industriefotograf. 1983 kehrt er nach Österreich zurück, distanziert sich von seiner technischen Laufbahn und wendet sich verstärkt der Kunstfotografie, in der Folge auch der Literatur zu.

Von einschneidender Bedeutung für sein Leben sind seine Begegnung im Frühjahr 1989 mit dem Dramatiker Werner Schwab sowie die folgenden zweieinhalb Jahre, in denen er dessen Wegbegleiter ist. Diese Bekanntschaft trägt dazu bei, wenn auch erst einige Jahre danach, sein Leben grundlegend zu verändern.

Zahlreiche Fotoausstellungen u.a. in Stockholm, Miami, Lemberg, Graz und Wien, sowie die Eröffnung der »Stiegengalerie im Schwabhaus« und die damit verbundenen Tätigkeiten prägen sein Leben 1995 bis 2005.

2004 erfolgt die Präsentation seines Foto-Text-Bandes »Totgestrandet/Jetsamed« in der Fotogalerie Westlicht, danach arbeitet er, seine künstlerische Tätigkeit betreffend, ausschließlich als Schriftsteller.

2008 veröffentlicht er sein erstes Buch, eine biografische Erzählung über den Dramatiker Werner Schwab, »Werner Schwab 1989–1991«.

2009 erscheint der Prosaband »Der Schwarze Paradiesvogel – eine dramatische Zwangsbeziehung« Prosaband

2013 erscheint »Ein Haus voller Narren – unter Künstlern, Gaunern, und Migranten«, ebenfalls ein Prosaband

www.hoeferkunst.com

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien